

Vorwort

Black lives matter.

Keine Frage, dass sie das tun! Das sollte eigentlich für jeden Menschen mit halbwegs intakter Psyche eine Selbstverständlichkeit sein.

»Ach«, werden Sie womöglich sagen, »jetzt hängt Chris sich an die Debatte um die Ermordung von George Floyd«.

Das können Sie tun. Sie können auch fragen, warum ich das nicht schon 1990 getan habe, als Amadeu Antonio in Eberswalde von 50 Nazis zu Tode geprügelt wurde oder 1991, als Samuel Kofi Yeboah bei einem Anschlag auf ein Asylbewerberheim in Saarlouis verbrannte oder 1992, als die zehnjährige Yeliz Arslan mit ihrer Familie bei einem Brandanschlag auf ein mehrheitlich von Türkischstämmigen bewohntes Haus in Mölln ums Leben kam oder 1993, als die vierjährige Saime Genç mit ihrer Familie bei einem Anschlag auf ihr Haus in Solingen starb oder 1996, als die siebenjährige Nsuzana Bunga zusammen mit vielen anderen Flüchtlingen nach einem Anschlag auf ihre Unterkunft in Lübeck verbrannte oder 1998, als die 14-jährige Jana Georgi von einem Neonazi auf offener Straße in Saalfeld erstochen wurde oder 1999, als Carlos Fernando in Kolbermoor von einem Mann totgeprügelt wurde, der sich darüber aufregte, dass »Afrikaner« das Auto seiner Freundin zugeparkt hätten oder 2000, als Enver Şimşek in Nürnberg von den Nazi-Terroristen Böhnhardt und Mundlos erschossen wurde oder 2001, als Abdurrahim Özüdoğru in Nürnberg und Süleyman Taşköprü in Hamburg zu weiteren Opfern des sog. NSU wurden oder 2002, als Ahmet Sarlak in Sulzbach von einem Rechtsextremisten erstochen wurde oder 2010, als Kamal Kilade in Leipzig von zwei einschlägig vorbestraften Nazis niedergestochen wurde oder 2012, als Burak Bektaş in Berlin bei Schüssen eines nicht gefassten, weißen Mannes auf eine Gruppe von migrantischen Jugendlichen ums Leben kam oder 2016, als die 14-jährige Sabine Sulaj neben acht weiteren Opfern in München während eines Amoklaufs des Rassisten David S. erschossen wurde ... oder ...

Das ist eine willkürliche Beispiel-Liste. Die Opfer (und Täter) sind bedeutend zahlreicher.

In Deutschland mag man sich, wie beim NSU oder den Schüssen von Berlin, mitunter sehr wundern, wie Ermittlungen verlaufen. In den USA jedoch steckt der Rassismus (noch) tiefer in den Institutionen. Natürlich hat das dort ebenso historische Gründe wie andernorts der Umstand, dass Toleranz von Menschen, deren Leben (und das ihrer Eltern) in aufeinanderfolgenden Diktaturen stattfand, erst mühsam (und nicht selten erfolglos) erlernt werden muss.

»Die Leben Schwarzer sind im Durchschnitt kürzer, sie sind ärmer und weniger gesund als weiße Amerikaner«¹.

Das ist der niederschmetternde Status Quo.

»Seit 2015 haben Polizisten in den USA nach einer Auswertung der ›Washington Post‹ rund 5400 Menschen erschossen, die zumeist bewaffnet waren. Davon waren 45 Prozent weißer Hautfarbe, obwohl Weiße rund 60 Prozent der US-Bevölkerung stellen. Schwarze, die nur 13 Prozent der Bevölkerung ausmachen, repräsentierten 23 Prozent der von der Polizei Getöteten. [...] Studien der Regierung zeigen, dass die Wahrscheinlichkeit einer Gewaltanwendung durch Polizisten gegenüber Schwarzen insgesamt deutlich höher ist. Schwarze werden vielen Studien zufolge auch häufiger von der Polizei kontrolliert als Weiße. Wenn es später zu einer Verurteilung kommt, erhalten Schwarze für das gleiche Verbrechen fast 20 Prozent längere Haftstrafen als Weiße, wie ein Bericht der Regierung für den Zeitraum 2011 bis 2016 feststellte. Afroamerikaner machen der Bürgerrechtsorganisation NAACP zufolge rund 34 Prozent aller rund 2,2 Millionen Gefängnisinsassen aus. Gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil werden demnach fünf Mal mehr Afroamerikaner als Weiße inhaftiert. [...] Die Arbeitslosenquote für Afroamerikaner ist in den USA in aller Regel deutlich höher als jene für weiße Amerikaner. Im Mai lag die Quote für Schwarze bei 16,8 Prozent, die für Weiße bei 12,4 Prozent. Zudem zeigen Studien, dass Schwarzen für vergleichbare Arbeit im Schnitt nur drei Viertel dessen bezahlt wird, was Weiße verdienen. Jeder fünfte Schwarze in den USA lebt unter der Armutsgrenze von rund 26 000 US-Dollar für eine vierköpfige Familie, wie das Institut für Wirtschaftspolitik (EPI) erklärt. [...] Im Alter von 25 Jahren haben 15 Prozent der Schwarzen und nur 8 Prozent der Weißen keinen Gymnasial-Abschluss. Insgesamt haben in dem Alter 35 Prozent der Weißen einen Universitätsabschluss, aber nur 21 Prozent der Schwarzen, wie Daten des Bildungsministeriums zeigen. Afroamerikaner sind zudem in Führungspositionen großer Unternehmen deutlich unterrepräsentiert. Unter den Fortune-500-Firmen etwa finden sich nur vier schwarze Vorstandsvorsitzende. Ähnlich ist es in der Politik: In Präsident Donald Trumps Kabinett etwa gab es nur einen Afroamerikaner, Wohnungsbauminister Ben Carson. Beim Militär sind rund 40 Prozent der Soldaten Afroamerikaner, aber nur zwei von 41 Top-Generälen sind schwarz, wie die ›New York Times‹ berichtet. Die Gesundheitsversorgung für Afroamerikaner ist Experten zufolge im Schnitt schlechter als jene für Weiße. [...] Eine renommierte Studie aus dem Jahr 2016 zeigte, dass Schwarze, die über Schmerzen klagen, weniger Hilfe bekommen. Der Grund sei, dass viele weiße Laien, Medizinstudenten und junge Ärzte ›fälschlicherweise an biologische Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen glaubten‹. Diese Wahrnehmung führe dann zu unzureichender Behandlung, hieß es«².

Holla!

¹ https://www.weser-kurier.de/deutschland-welt/deutschland-welt-politik_artikel,-systematischer-rassismus-in-den-usa-ein-blick-auf-die-fakten-arid,1917611.html; letzter Aufruf: 11.08.2020

² ebenda

Wegen Farbunterschieden der Haut?! Und da dachte ich, die Diskriminierung von Rothaari- gen sei eine Sache des Mittelalters gewesen! Was ist mit Sommersprossigen?

Ich bin nicht schwarz.

Soll ich deshalb über Rassismus schweigen?

Nein, mit dem Niemöller-Zitat will ich Ihnen gar nicht kommen, aber was ist mit Juden? Menschen werden verfolgt und millionenfach ermordet, weil sie ein Geistwesen anbeten, das noch ein gutes Stück weit psychopathischer ist als der »Gott« der Christen? Hallo? Geht's noch?

Und was ist mit den Frauen? Die werden immer noch bei gleichen Jobs schlechter bezahlt als Männer. Weil sie keinen Schniedelwutz haben! Soll das ein Qualitätskriterium sein? »Sie ha- ben alle Kennzahlen erreicht. Eigentlich würden Ihnen ein paar Boni zustehen, aber leider haben Sie keinen Penis. Das verstehen Sie doch, nicht wahr?!« Keine Angst! Über das Frau- enbild der Bibel oder gar des Koran habe ich an anderer Stelle schon genug berichtet. Das bleibt Ihnen diesmal erspart (aber ein kleines bisschen übergeben darf ich mich auch heute schon, oder? Danke!).

Und Menschen mit Behinderungen? Ich behaupte, dass es kein gedanklich weiter Weg ist vom »unwerten Leben« bis zur »negativen Lebenssituation«, wie sie bevorzugt von konfes- sionsgebundenen Sozialarbeiter_*I';-nnen ins Feld geführt wird. Falls Sie eine sein sollten, lesen Sie einfach weiter, wenn Ihre Schnappatmung wieder vorbei ist!

Warum behaupte ich das?

Weil es keine »objektiven Gründe« für Diskriminierungen gibt. Weil Rassismus in allen sei- nen Formen und Ausprägungen nichts weiter ist als die Selbstentäußerung der Doofen, der (vor allem geföhlt) Zukurzgekommenen.

Rassismus ist ein Bild.

Dieses Bild machen sich diejenigen, die ein Problem mit dem Blick in den Spiegel haben.

Gescheiterte Kunstmaler, arbeitslose Hohlköpfe, die höchstens noch von Beate Zsch. »ran- gelassen« werden, Millionärssöhne mit dem IQ von Dreijährigen als POTUS ... allesamt Leute, die man im Lichte der Realität höchstens kopfschüttelnd belächeln kann – es sei denn, der eigene IQ ist beim Alter von Zwei stehengeblieben. Dann nämlich schaut man zu so et- was auf ... und weil es ein Scheiß-Gefühl ist, wenn andere auf das eigene Dasein herab- blicken, braucht man in einer solchen Lage vor allem etwas, auf das man selbst herabblicken kann und die Spinner, zu denen man irrtümlich aufschaut, liefern dann die Zielgruppe(n) für den eigenen, kleinen, billigen Rassismus, denn diese Spinner haben selbst ein Problem beim Blick in den Spiegel (sogar dann, wenn sie keine Zahnbürste unter der Nase und kein totes, geföhntes Eichhörnchen auf dem Kopf haben).

Es geht also nicht vordringlich um Hautfarben.

Was aber »hilft«? Wie kann man Rassismus in allen seinen Formen bekämpfen?

Minderwertigkeitskomplexe sind ein Gefühl. Dieses Gefühl entsteht aus einer Fremdwahrnehmung, die irgendwann zur Selbstwahrnehmung wird. Hier sind vor allem Psychologen und Sozialpädagogen gefordert. Allen anderen Menschen sei empfohlen, sich einmal näher mit dem Phänomen »Hass« zu beschäftigen. Sie werden dann schnell sehen, dass Hass einen Zwilling hat, der »Angst« heißt. Hier finden wir dann auch die Antwort auf die Frage, warum z.B. Ausländerhass bevorzugt in Gegenden auftritt, in denen es kaum Ausländer gibt, denn Angst ist zumeist die Angst vor dem Unbekannten. Ist dieses Unbekannte irgendwie »fremd«, »anders« als man selbst, versteht man es nicht, kann man es nicht erfassen, so entsteht daraus für die oben erwähnten Intelligenzzweijährigen sehr schnell das Sujet für Rassismus. Packt man dann noch ein paar Einflüsterungen der gescheiterten Kunstmalers und Konsorten hinzu, dauert es nicht mehr lange, bis die ersten Kreuze, Synagogen oder Flüchtlingsheime brennen.

Nicht alle, aber einige Ängste lassen sich mit der Konfrontationstherapie behandeln. Die Angst vor dem Fremden, Unbekannten hingegen lässt sich immer »behandeln«, indem man das Fremde kennenlernt.

Zumindest kann man auf diese Weise aus Vorurteilen Urteile machen und über Urteile kann man, anders als über Vorurteile, wenigstens streiten.

Dunkle Haut und keinen Penis haben, womöglich noch irgendein Handicap oder andere »Unzulänglichkeiten« ... macht einen das zu einem »schlechteren« Menschen?

Wie kann man »lernen«, wie es ist, mit dunkler Haut, keinem Penis oder irgendwelchen Einschränkungen in einer Welt voller Intelligenzzweijährigen zu leben?

Hoffentlich nicht nur auf die »harte Tour«, hoffentlich nicht nur so (und trotz allem ... oder gerade deshalb ... war es auch mal wieder Zeit für eine Liebesgeschichte):

1 Schwarz

Ich hatte furchtbare Träume.

Hatte ich ... oder hatte ich nicht ... die schreckliche Estelle bei Rogers Party nach zwei Jahren wiedergesehen? Wir kannten uns von der High-School und Estelle war so etwas wie meine Erz-Feindin gewesen. Ich hatte ihr den Titel der Prom-Queen weggeschnappt ... und Roger. Keine Ahnung, was der vorher an Estelle gefunden hatte. Naja, sie sah mir ein kleines bisschen ähnlich – die langen, blonden Haare, die durchtrainierte Figur mit straffen D-Körbchen und langen Beinen ließen wohl darauf schließen, dass wir beide Rogers Beuteschema entsprachen. Allerdings galt das in Bezug auf die meisten männlichen Wesen.

Es lief gut mit Roger. Es lief gut mit der Uni. Es fehlte mir an nichts.

Auf Estelle hingegen hätte ich gern verzichten können, aber sie wurde während der Party fast zu meinem Schatten.

Und dann passierte es:

Filmriss.

Und dieser nicht enden wollende Traum von Operationen, Intensivstationen, Krankenzimmern, Massagen, Verbänden ... und vom Nebel, in den alles gehüllt zu sein schien.

Ich öffnete meine Augen und sah eine fremde, weibliche, schwarze Hand. Ich bewegte meinen Arm und die Hand bewegte sich mit. Ich ballte eine Faust und die Finger der Hand schlossen sich. Okay, dann ging der Traum wohl weiter. Selten blöd! Ich schloss meine Augen.

Ich hörte Geräusche. Keine Krankenhausgeräusche mehr. Straßengeräusche. Laut, aber gedämpft. Es war warm.

Ich öffnete erneut die Augen und die schwarze Hand war immer noch da. Seltsamerweise fühlte ich mich jetzt aber sehr wach.

Der Traum nahm reichlich realistische Formen an.

Vom Nebel war nichts mehr wahrzunehmen.

Warum träumte ich jetzt, schwarz zu sein?

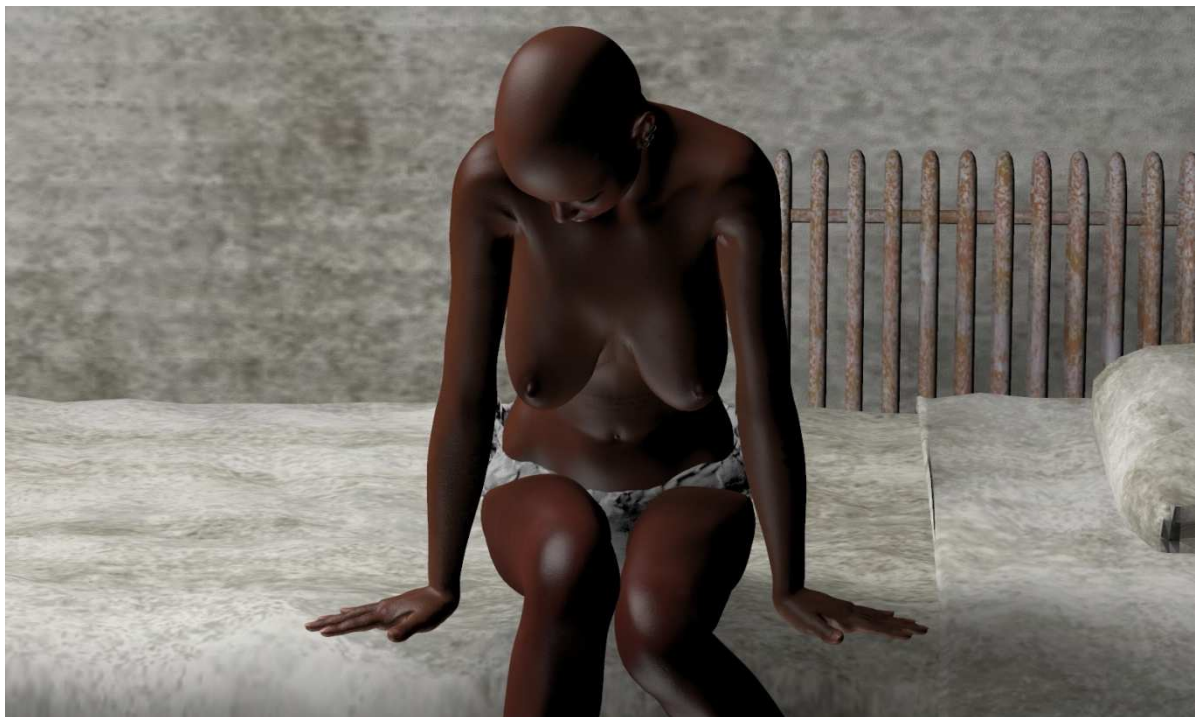
Ich schloss meine Augen wieder. Zeit, aufzuwachen, Kelly-Anne Bancroft! Du bist eine weiße Frau und musst Dich auf die Prüfungen vorbereiten. Genug geschlafen und geträumt!

Ich musste wach sein!

Ich rutschte auf dem Bett herum. Alles fühlte sich irgendwie seltsam an.



Erneut öffnete ich meine Augen. Die schwarze Hand war immer noch da. Sie lag auf einer ziemlich gammeligen Decke und bewegte sich, wenn ich meine Hand bewegte. Scheiß-Traum! Ich setzte mich auf.



Wie absurd! In diesem Traum war ich eine Afro-Amerikanerin. Mein Körper hatte sich verändert. Statt meiner straffen D-Körbchen hingen reichlich schlaffe Säcke an meiner Brust und wo meine Fitness-Studio-Sixpacks sein sollten, war ein unförmiges Bäuchlein. Zu allem Überfluss schien ich in einer Windel zu stecken. Das war nicht lustig! »Fuck«, rief eine

Stimme, die nicht meine war. Sie klang etwas heiser und schriller als meine. »Was soll der Scheiß?« rief ich und hörte dabei die fremde Stimme rufen: »Was soll der Scheiß?«.

Ich schüttelte meinen Kopf, um aufzuwachen, aber spürte meine Haare nicht auf meinen Schultern. Ich griff mir an den Kopf und spürte nichts als nackte, glatte Haut – nicht einmal Stoppeln! Dieser Scheiß-Traum fühlte sich so verdammt real an!

Ich sah mich in dem Raum um.

Hier war ich noch nie gewesen.

Alles wirkte total heruntergekommen. Ich stand auf. Beinahe wäre ich wieder ins Bett gefallen, denn meine Knie waren ganz weich. Wieso spürt man das in einem Traum?



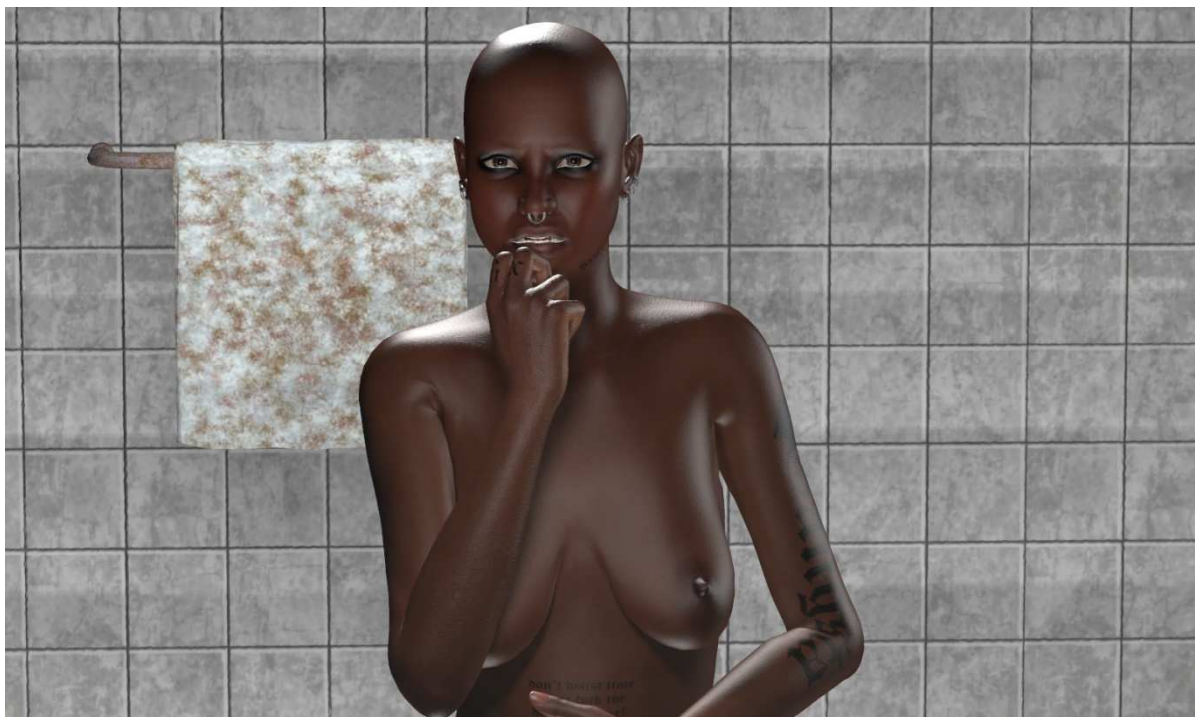
An ein Aufwachen war wohl vorläufig nicht zu denken. Bekanntlich ist die zeitliche Wahrnehmung in Träumen ja sehr unterschiedlich zur Realität. Wer konnte schon wissen, was ich während einer Stunde Schlaf in diesem Traum noch alles erleben würde? Irgendwann, so dachte ich, würde ich schon aufwachen und bis dahin konnte ich ja mal sehen, wie dieser absurde Traum weitergehen würde.

Ich war also eine schwarze, kahle Frau mit schlaffen Brüsten und Windel. Brauchte ich die? Ich fühlte mal nach und war erstaunt, wie echt sich die Feuchtigkeit in diesem Traum anfühlte. Ich war wohl nicht ganz dicht, dachte ich. Ich hielt meine Hand eine Weile an meinem – übrigens ebenfalls vollkommen haarlosen – Unterleib, aber immerhin schien ich nicht ständig zu tropfen. Somit suchte ich ein Badezimmer, um die feuchte Windel loszuwerden. Ich fand es hinter einer schäbigen Zimmertür und es war genauso ärmlich wie das Schlafzimmer.



Was sollte mir dieser Traum sagen? Welche Versatzstücke aus meiner Realität setzte mein Unterbewusstsein hier zusammen, während ich schlief? Wollte ich mich selbst mahnen, mein doch sehr angenehmes und dank meiner Eltern gutsituiertes Leben höher wertzuschätzen?

Ich fand mich eigentlich gar nicht so verwöhnt – jedenfalls im Vergleich zu Estelle. War ich zu hochnäsig, zu oberflächlich? Bestrafte ich mich deshalb im Traum mit dieser Absteige und diesem unansehnlichen Körper? Und wie sah »mein« Gesicht aus? Da hing ein schäbiger Spiegel im Bad.



Puh! Davon hätte ich eigentlich aufwachen müssen – dicke, wulstige Lippen, Piercings und nicht einmal Augenbrauen. Dafür war »ich« geschminkt und das sah verdammt nach Permanent-Make-Up aus! Am schlimmsten waren die Tattoos. Hatte ich eine unterbewusste Sehnsucht nach schmutzigem Sex? Warum sonst trug ich im Traum die Worte »Fuck Slut« unübersehbar am Hals und eine Aufforderung zur Vergewaltigung auf dem sichtlich gewölbten Bauch? Was sollte mir das riesige »Gangsta« mitsamt Pistole auf dem Arm sagen?

Hatte ich Vorurteile gegen Schwarze, dass sich mein Unterbewusstsein in dieser Weise eine Ghetto-Braut vorstellte? Warum sollte ich das sein? Was hatte es mit der Kahlheit auf sich? Ich war immer stolz auf meine blonde Mähne gewesen. War dieser Traum so eine Art Selbst-Kasteiung? Ich hatte mir doch gar nichts zu Schulden kommen lassen.

Oder?

Ich versuchte, die Piercings abzunehmen, aber da gab es keine Steckverbindungen. Ohringe (drei auf jeder Seite) und Septum-Ringe (sogar zwei hintereinander) schienen aus einem Stück gefertigt und damit fest mit meiner Haut verbunden zu sein. Dieser Traum machte es mir nicht so leicht. Wenigstens konnte ich die Windel ablegen und in einen Plastikbehälter im Bad werfen. Ich wusch mich notdürftig, weil ich Angst hatte, schmutziger aus diesem Bad zu kommen, als ich hineingelangt war, und machte mich auf die Suche nach Kleidung.



Es gab einen Kleiderschrank, der relativ gut gefüllt war – mit Windeln und Damenbinden in verschiedenen Formen und Stärken. Wies mich mein Unterbewusstsein damit womöglich auf eine bevorstehende Blasenentzündung hin? Im Sommer?

Daneben hingen ein ganzes Shirt, ein winziger Rock und – immerhin! – ein Basecap. Ich würde also nicht mit Glatze auf die Straße müssen ... sofern dieser Traum mich überhaupt

auf die Straße ließ. Unterwäsche war Fehlanzeige. Hm, dachte ich, jetzt hat sich mein Unterbewusstsein verraten, denn dieses Motiv konnte ich zuordnen: Roger wollte mich schon lange dazu bewegen, mal auf einen Slip zu verzichten, wenn wir unterwegs waren, aber ich hatte ihn bisher stets hingehalten. Vielleicht sollte ich ja mutiger sein?

Ein paar High-Heels fand ich im unteren Teil des Kleiderschranks. Niemals hätte ich in der Realität derart nuttige Dinge angezogen, aber hier kannte mich ja niemand. Also zog ich mich an und machte mich auf den Weg ... wohin? Gab es in diesem Traum Schlösser und Schlüssel?



So oder so war es bestimmt keine falsche Entscheidung, sämtliche Schränke und Schubladen zu durchsuchen und tatsächlich wurde ich in einer Art Nachttisch fündig. Dort gab es eine Handtasche samt Brieftasche. Leider fand ich kein Smartphone. Dafür lagen 20 Dollar in der Brieftasche, eine Kreditkarte auf den Namen »Candace Washington« sowie ein Personalausweis mit dem gleichen Namen und einem Foto, das exakt so aussah wie das Bild, das ich vorhin erst im Spiegel gesehen hatte. Nun war ich gespannt, ob das Haus, in dem ich mich befand, der Adresse auf der ID-Card entsprach. Mal sehen, wie gründlich mein Unterbewusstsein arbeitete! Einen Schlüsselbund gab es neben Schminkzeug in der Handtasche auch; also packte ich das ganze Zeug und machte mich auf, das Drecksloch zu verlassen.

Eine der Türen war die Wohnungstür und so fand ich mich in einem Treppenhaus wieder, das ich unter normalen Umständen nicht betreten hätte. Es wirkte wenig anheimelnd und roch nach Urin.

Ich verschloss die Tür von »meinem Apartment« und machte mich auf den Weg. Dabei hoffte ich, dass der Traum vorbei wäre, bevor ich dieses Drecksloch erneut aufsuchen müsste.